7. Jahrg. · Nr. 17 · Berlin, den 11. August 1943
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

In einem lehmigen Erdloch hokkend, wartet der Grenadier eine Feuerpause der Artillerie ab

PK-Aufnahme: Kriegsberichter Uecker

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

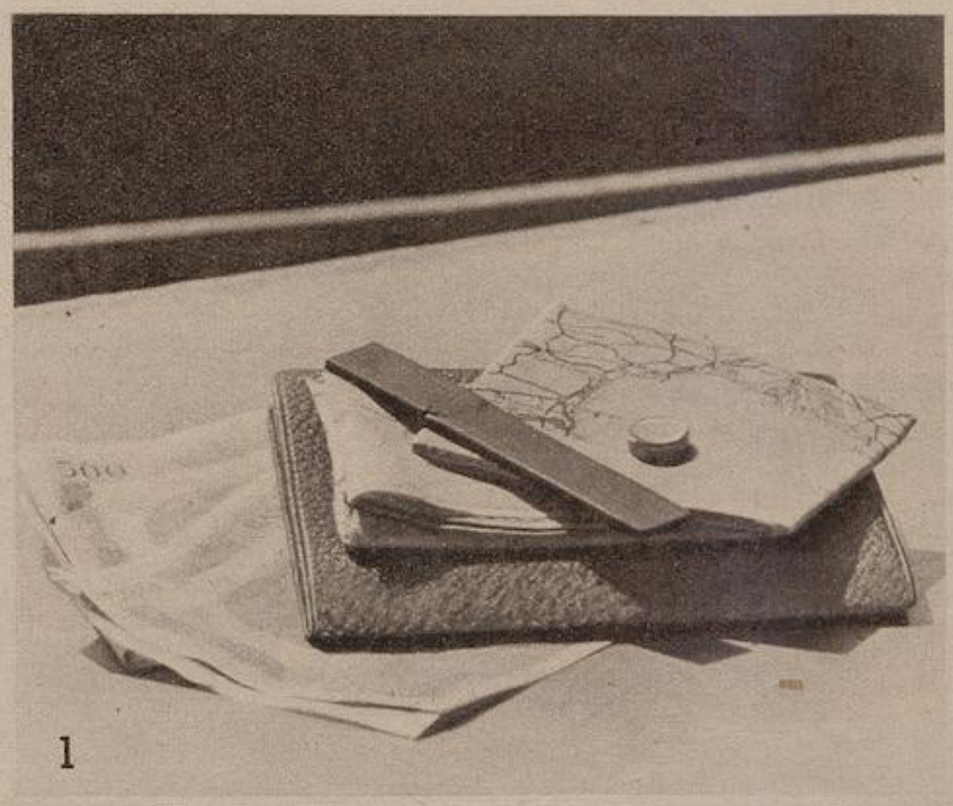
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0162

gefördert durch
Baden-Württemberg

DAS WAR IN IHRER GEHEIMTASCHE: Fluchtbesteck

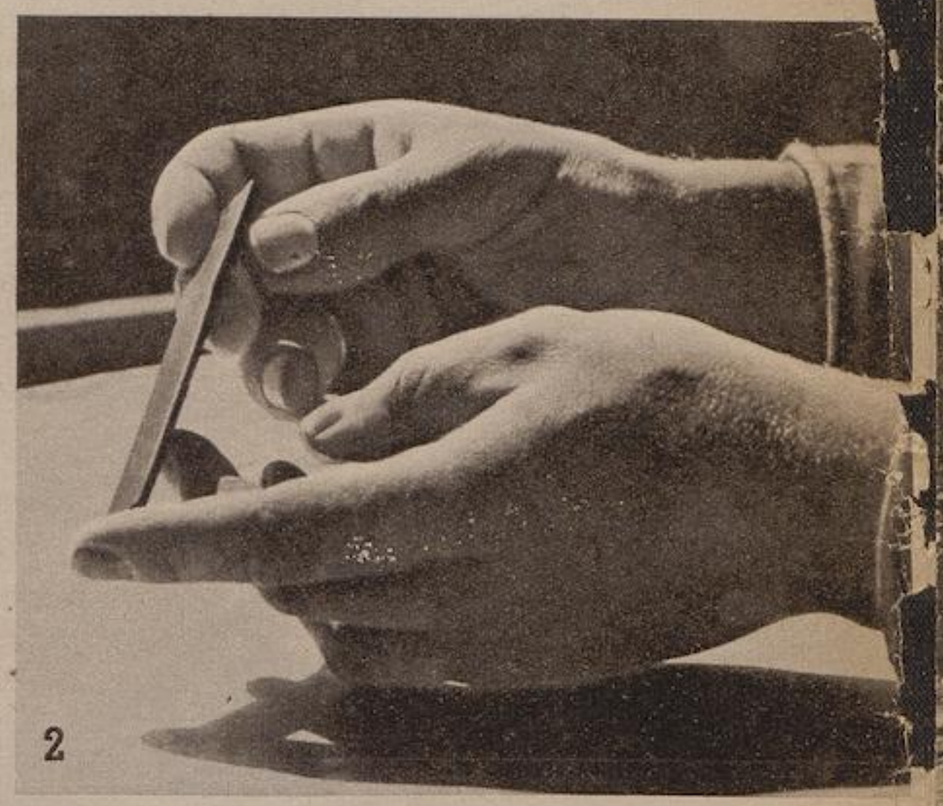
Die Abenddämmerung hatte sich bereits über das kleine Städtchen herabgesenkt, als in der Ferne das schwere Wummern der Flak hörbar wurde. In großer Höhe flog wieder einmal ein amerikanischer Bomberverband einen Angriff gegen die Zivilbevölkerung. Immer dichter legte sich der Feuerkranz um die anfliegenden Maschinen. Deutsche Jagdverbände waren aufgestiegen und stürzten in den nach allen Seiten feuernden Verband hinein, packten einzelne Maschinen und sprengten die geschlossene Formation. Einer der Bomber zeigte plötzlich Schlagseite, aus den linken Motoren schlugen Flammen, und jaulend fuhr der Terrorflieger in die Tiefe. Auf halbem Wege löste sich die Seide der Fallschirme, zwei, drei und endlich vier Männer der Besatzung schwebten langsam der Erde zu. Kradschützen jagten in rasendem Tempo zu der vermutlichen Landestelle der abgesprungenen Amerikaner. Eine gute halbe Stunde später stand einer dieser Luftpiraten hoch aufgeschossen, schlaksig und fast gelangweilt, vor dem Ic der Division. Neben den Papieren fand man bei dem Amerikaner ein schmales Lederbeutelchen mit sehr interessantem Inhalt. Doch lassen wir unsere Bilder das Weitere erzählen.

Der Ic: „Zweitausend Franc, zwei Karten doppelseitig auf Seide gedruckt, ein winziger Kompaß und ein unbekannter Gegenstand aus Kautschuk. Also das Fluchtbesteck. Sie haben gut vorgesorgt! — Sagen Sie, . . . **(1)**



1

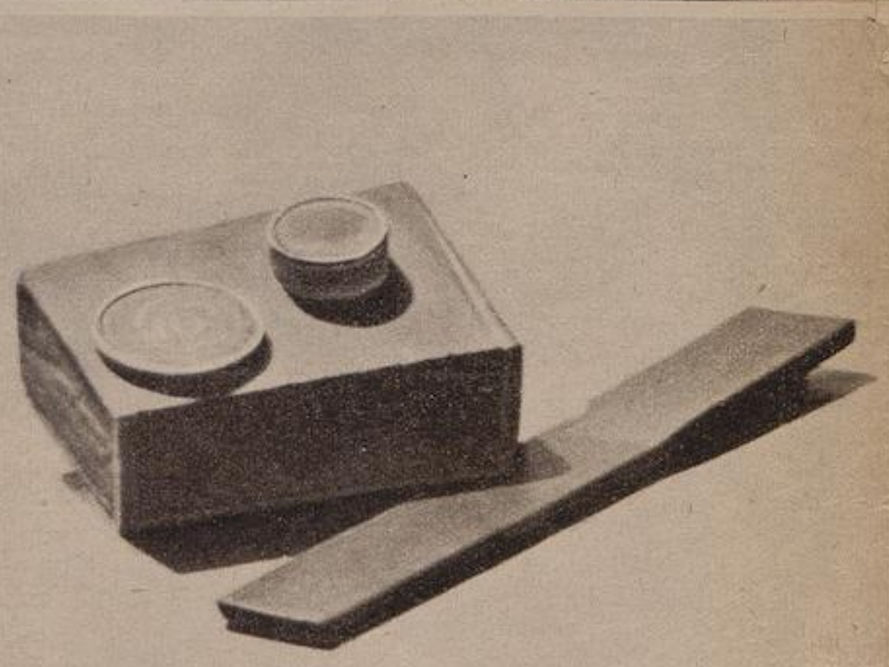
. . . welche Bewandtnis hat es mit diesem Kautschukstreifen?" Der Amerikaner nimmt den Gegenstand in die Hand, betrachtet ihn so, als ob er ihn das erste Mal in seinem Leben sieht. Er führt ihn nahe an die Augen heran, biegt den Streifen und legt ihn dann mit einem stummen Achselzucken wieder auf den Tisch vor dem Ic. **(2)**



2

Der Ic: „So, Sie wissen es nicht?" — Der Ic befühlt den mysteriösen Kautschukstreifen, reißt mit einem Ruck die obere Kante des Kautschuks auf, und siehe da, eine doppelseitig gezähnte Feile kommt aus der Kautschukumhüllung zum Vorschein. Der deutsche Offizier kann sich eines Lächelns nicht erwehren. — „Sagen Sie, glauben Ihre Landsleute, daß wir abgesprungene feindliche Flieger hinter Stahlgittern in Gefängnisse werfen, oder wozu wollen Sie das Ding gebrauchen?"

3



4

5

Der Amerikaner: „Nein, wir Amerikaner glauben, daß gefangene Flieger in Deutschland bestimmungsgemäß behandelt werden. Aber da die Engländer immer das Gegenteil behaupten, haben wir für alle Fälle vorgesorgt."

Der Ic: „Sie können versichert sein, daß Sie — so wie es die Genfer Konvention vorschreibt — behandelt werden. Aber anderseits würde Ihnen auch im gegenteiligen Falle diese kleine Feile wenig nützen." **(3)**

Ein winziger Kompaß, nicht ganz so groß wie ein Zehnpfennigstück, sollte in Verbindung mit den beigegebenen Karten dem Flieger auf der Flucht den Weg weisen. Trotz seiner Winzigkeit funktionierte er aber, wie wir uns überzeugen konnten, ausgezeichnet. **(4)**

Der Ic: „War Ihr Flugziel Nordwest-Frankreich oder Deutschland?"
Der Amerikaner: „Darüber verweigere ich die Auskunft."
Der Ic: „An sich war diese Frage überflüssig, denn aus dem beigegebenen Kartenmaterial, das das Eisenbahn- und Straßennetz Deutschlands enthält, sind wir über das Flugziel aufgeklärt. Sie können gehen, und überzeugen Sie sich, daß die Denkweise Ihres englischen Verbündeten falsch ist." **(5)**

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Maximilian Künzner
Text: Kriegsberichter Dr. Erich Lorenz

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0163
gefördert durch Baden-Württemberg

Am Grabenspiegel. Griffbereit liegen die Handgranaten neben dem Posten, und für den Fall, daß in diesem Abschnitt Panzer angreifen sollten, hängt neben dem Grenadier die geballte Ladung, bereit, drei Dutzend Tonnen anrollenden Stahls in Schrott zu verwandeln

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Uecker

Hinter Stacheldraht und Grabensperre, die Maschinenpistole umgehängt, verfolgt der Sicherungsposten jede Bewegung im Gelände des Feindes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

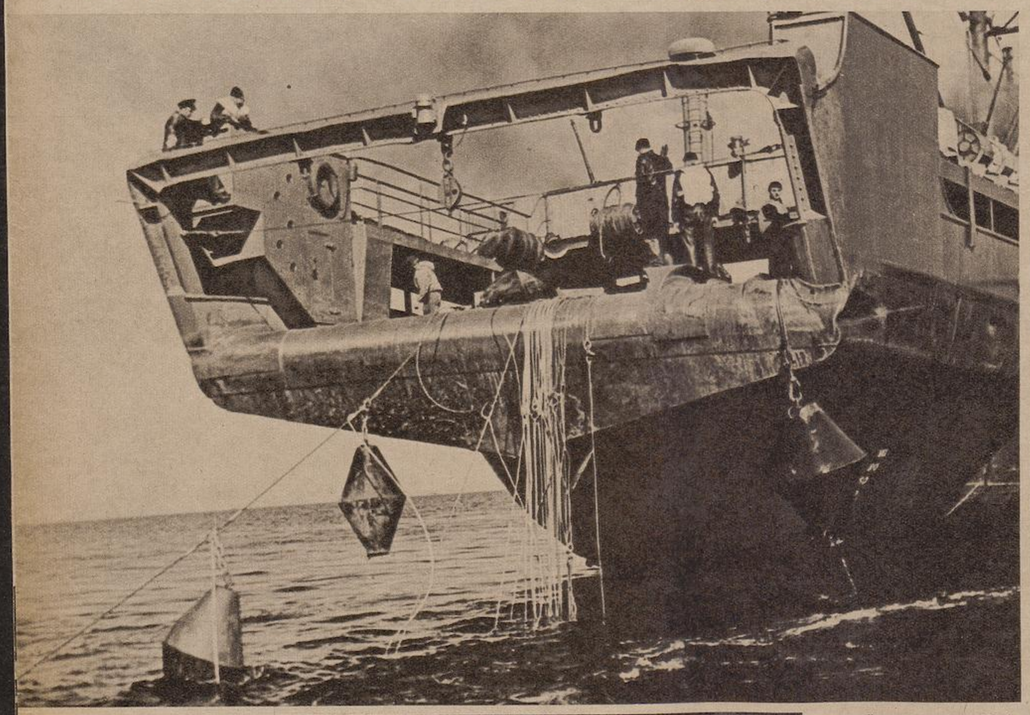
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0164

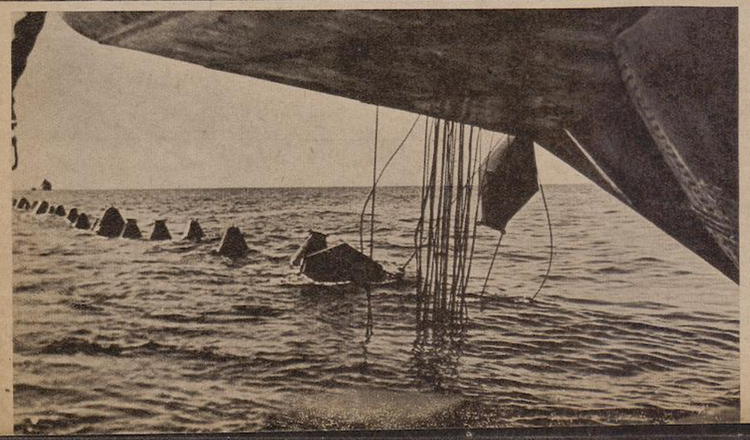
gefördert durch
Baden-Württemberg

In Stahlmaschen gefangen

Oben links und rechts: *Die Stahltrossen der viereckigen Netzmaschen werden über einer Winsch zusammengelegt und nach dem offenen Heck des Netzlegers gefiert. An der Tragetrosse werden die Bojen befestigt, die das schwere Netz schwimmend halten*

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Vorländer
Zeichnung: Fritz Friedel



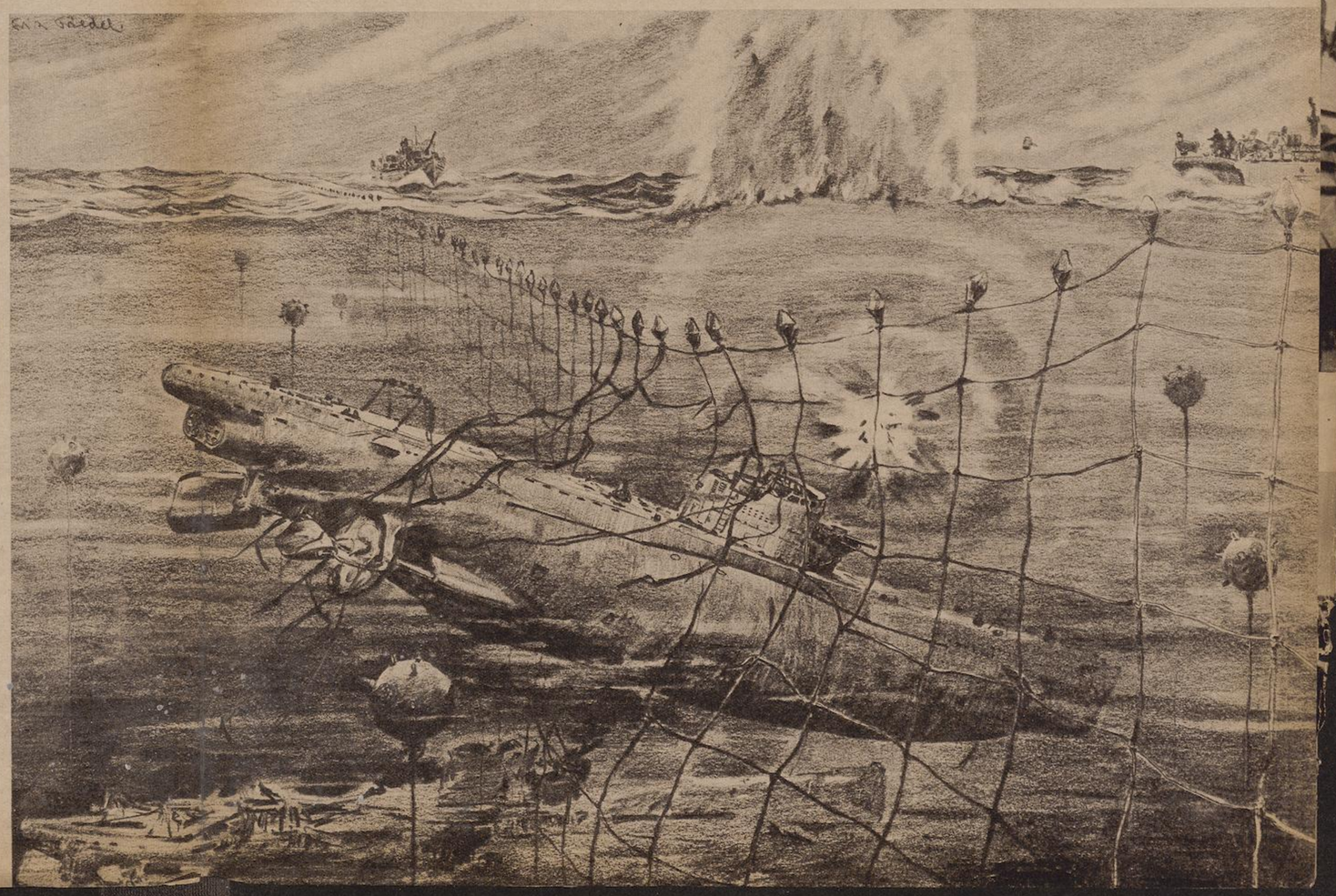


Oben: *Über das offene Heck des Netzlegers, der sich in langsamer Fahrt befindet, werden die mit dem Netz fest verbundenen Bojen und das Netz selbst ausgebracht*

Links: *Die Bojen, die zufolge ihrer Schwere zunächst nach abwärts hängen, schwimmen in der See und richten sich unter dem Zug des nun frei im Meer hängenden Netzes auf*

Netze, deren Maschen aus starken Stahldrähten gefertigt sind, werden an doppelkegelförmigen Schwimmern, deren Abstand voneinander durch das zu tragende Gewicht bestimmt ist, von einem besonderen Schiff aus — dem Netzleger — ins Meer versenkt. Sie hängen an den Schwimmern senkrecht in die Tiefe und sperren das Seegebiet in ihrer Länge und Tiefe gegen jede unbemerkte Durchfahrt. Netzsperren, in diesem wie auch schon im ersten Weltkrieg von allen Kriegsmarinen verwendet, können daher sowohl zur Verteidigung als auch zum Angriff verwendet werden. Vor eigenen Hafeneinfahrten beispielsweise verhindern sie jedes Eindringen, insbesondere von feindlichen U-Booten. In den vermutlichen Weg feindlicher Schiffe gelegt, verhindern sie deren Operationen. Ein Schiff, ganz besonders aber ein etwa getaucht fahrendes U-Boot, bleibt in den stählernen Maschen des Netzes hängen und leitet damit seine Vernichtung ein. Entweder sind die Sperrnetze mit Minen versehen, die nun zur Detonation kommen, oder die Bewachungsfahrzeuge sehen an den heftigen Bewegungen der netztragenden Bojen, wo sich das U-Boot befindet, und vernichten es durch Wasserbomben. Bkt.

Das Netz ist ausgebracht und schließt ein weites Gebiet der See ab. Weder über Wasser noch unter Wasser kann dieses Gebiet von einem Schiff passiert werden, ohne daß es auf das Netz trifft und damit seine Vernichtung einleitet

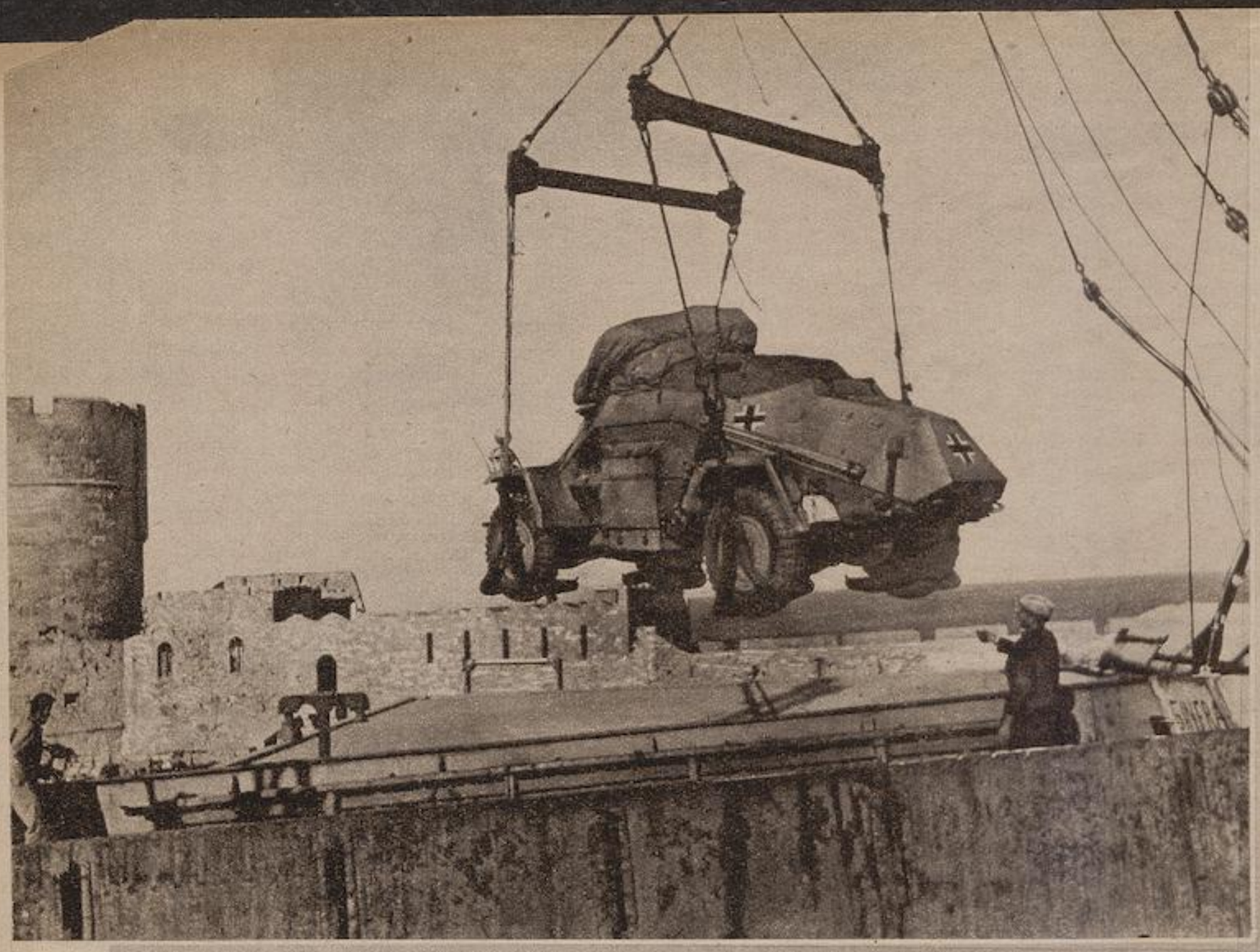


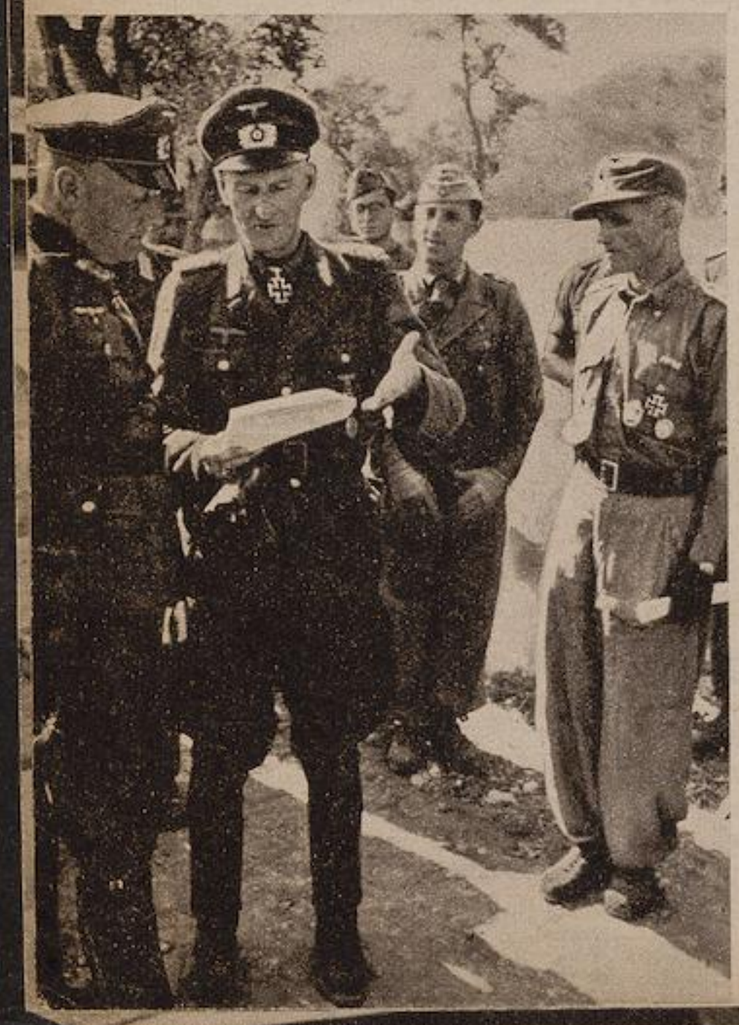
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0165

gefördert durch
Baden-Württemberg

STURM-TRUPPEN *auf* RHODOS





Oben: *Löscharbeiten an einem deutschen Transporter. Schwere und leichte Panzerspähwagen werden aus den Laderäumen gehoben*

Mitte: *Deutsche Marineflak im Hafen von Rhodos. Im Hintergrund der Seglerhafen, die Burg und das Panorama der Stadt*

Links: *Eichenlaubträger General Wessel (links in Uniform mit geschlossenem Kragen) und Ritterkreuzträger General Klemann, Kommandeur einer Sturmdivision, besichtigen deutsche Einheiten auf Rhodos*

Rechts: *Deutsche Spähwagen vor der Johanniterburg auf Rhodos*

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Günther Greiner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0166

gefördert durch
Baden-Württemberg

Materialschlacht

wurde der Kampf im Osten wenige Tage nach seinem Beginn genannt. Die ungeheuren Feindverluste an Panzern, Flugzeugen und Gerät rechtfertigten diesen Ausdruck; aber Materialangriff erfordert auch auf unserer Seite Material und immer wieder Material, das auf breit ausgefahrenen Straßen in unübersehbaren Kolonnen der HKL. zustrebt.

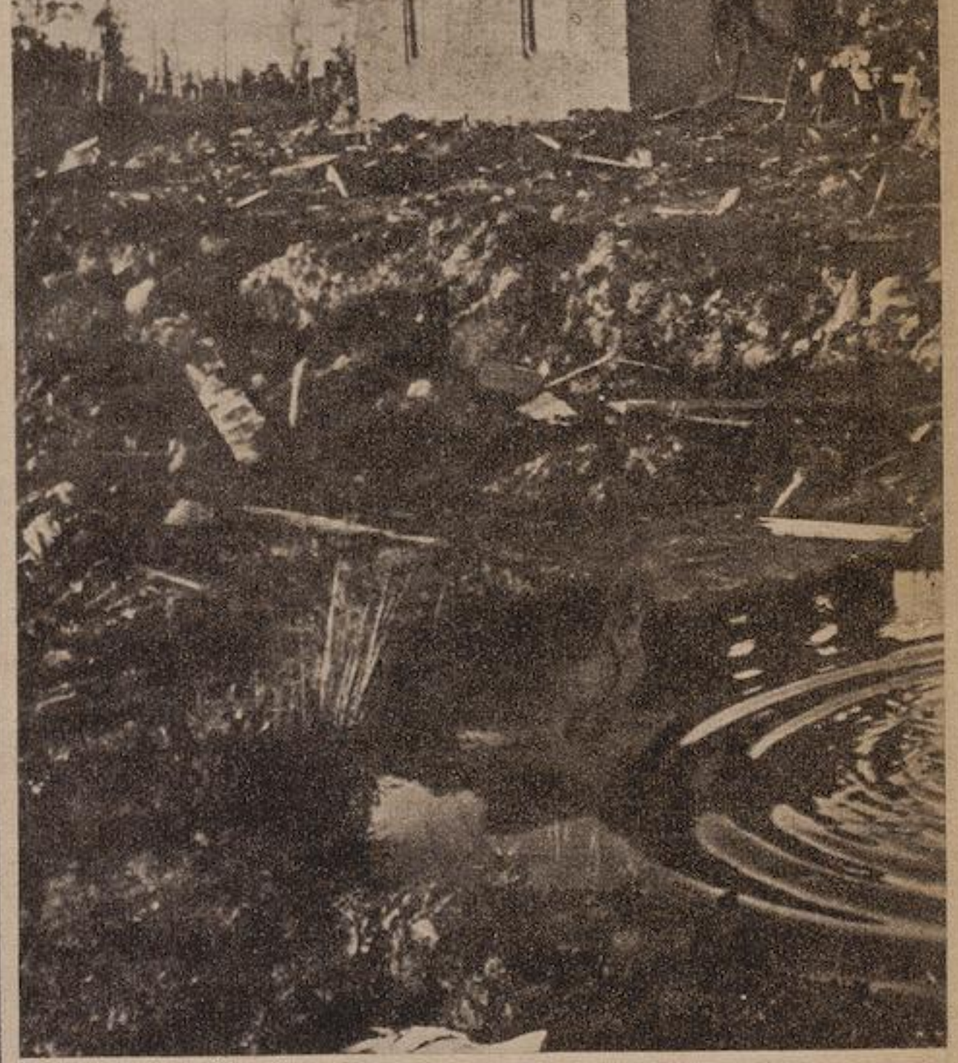
PK-Aufnahmen: SS-Kriegsberichter Grönert (1), Ohlemacher (2). Alle Aufnahmen stammen aus dem Raum Bjelgorod

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0167

gefördert durch
Baden-Württemberg

Zerfetzt, aufgerissen, zerschmettert ist die Erde dort, wo der Gegner sein Material, seine Artillerie arbeiten ließ — das Wort „kämpfen" wäre hier fehl am Platz. Aber Ruhe, Mut und Besonnenheit zeigen die Gesichter der Männer, die durch Trümmer und Trichter ihren Weg zum Feind suchen



Das ließ die Materialschlacht zurück: Ein unentwirrbares Feld von Trümmern, Granattrichtern, die sich mit Wasser füllten, ein zerschossenes Fabrikgebäude . . . und dennoch kein Niemandsland, wie man es aus dem Weltkrieg kennt. Über diesen Schauplatz der Materialschlacht hinweg rollte in Angriff und Verteidigung der Krieg

Unerschüttert auch in der Materialschlacht: DER MANN

Nicht wie im Stellungskampf des Weltkrieges, in dem der Soldat an die Lehmwände des Grabens oder Unterstandes gepreßt Jahr um Jahr das Trommelfeuer des Gegners ertrug, nicht wie damals spielt sich die Materialschlacht heute im Osten ab, obwohl man sie genau so nennt wie damals. Die Materialschlacht von heute ist, durch viele Faktoren bedingt, ein jäher Zusammenprall des Materials, ein Duell mit äußersten Mitteln, in dem der Mann, der Soldat, nicht mehr die passive Rolle des Grabenkämpfers vor 25 Jahren spielt. Der deutsche Soldat beherrscht heute das Material, sein eigenes, und vor allem das des Gegners. Nicht die Grabenwand, nicht der Unterstand, nicht die stählerne Wanne seines Panzers sind die Gegner und Überwinder des feindlichen Materials, sondern er selbst, sein Herz und seine Nerven

Zwischen Baumstämmen und Bohlen, durch dünnes Blech vor Fliegereinsicht gesichert, wartet der deutsche Soldat auf den Befehl zum Gegenangriff

Alarm. Im Laufschritt werden alle Kampfstände besetzt. Auf sich selbst gestellt erwartet der Soldat, jeder an seinem Platz, den Angriff des Materials

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0168
gefördert durch Baden-Württemberg

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Der erste Tag

Der Feldwebel Peter Zurbrügge — groß, schmal, blond, einundzwanzig Jahre, seit dem Polenfeldzug Soldat, Zugführer in der Panzerjägerkompanie eines Infanterieregiments, vor zwei Wochen mit dem EK I ausgezeichnet für den Abschuß von sechs T 34, die er, ohne Anlehnung rechts und links dreihundert Meter vor den eigenen Linien mit seinen Geschützen aufgefahren, in einer knappen Viertelstunde erledigte — der Feldwebel Zurbrügge steht auf dem Bahnhof der östlichen Stadt und sieht sich um. Vor dem zusammengeschossenen Bahnhofsgebäude, dessen zerbrochene Ziegel dunkelrot in der Sonne leuchten und gelblichen Staub absondern, halten zwei Züge. Der eine, der von Westen kam, besteht aus schweren, langen, stählernen D-Zug-Wagen und ist halb leer; als er von Brest-Litowsk abging, war er bis auf den letzten Platz besetzt, doch sind viele der Urlauber, die er zu ihren Truppenteilen zurückbrachte, schon unterwegs ausgestiegen. Der Zug sieht gepflegt und sauber aus, er riecht noch ein wenig nach Heimat; und die Männer, die mit aufgestemmten Armen in seinen Fenstern lehnen, halten forschend und sachkundig Umschau, ob sich in den drei Wochen ihrer Abwesenheit etwas verändert habe. Der andere Zug hingegen, jener, mit dem Zurbrügge in die Stadt kam, besteht nur aus zwei stark verbrauchten Güterwagen. Sie sind überfüllt von Menschen und Gepäck; fast quillt es aus den breit geöffneten Schiebetüren der Loren heraus; hier wird gelacht, gekalauert, viel erzählt; etliche schimpfen darüber, daß man so lange hält, denn alle haben es eilig; sie kommen ja von Osten, sie fahren auf Urlaub, heim! Die Sonne ficht sie nicht an, die heftig vom Himmel brennt, der Staub in den Waggons, der aus geschickt organisierten Strohschütten aufsteigt, ärgert sie nicht; es geht nach Hause, und da ist alles gut, und vom Himmel klingt das Spiel unsichtbarer Instrumente.

Peter Zurbrügge schultert sein Gepäck und macht sich auf den Weg. Er stapft über die staubige Straße zur Stadt, winkt ein paarmal überholenden Wagen, bis einer hält und ihn aufsteigen läßt. Dann steht er, geschüttelt und geworfen, krampfhaft sich festhaltend, auf dem Lkw., mit einem Gesicht, das sich immer mehr sammelt, immer ernster wird, je mehr er sich seinem Ziel nähert. Um sich abzulenken, mustert er angelegentlich die Häuser, an denen er vorbeifährt; so sieht also die Stadt aus, in der er die nächsten zehn Tage verbringen wird — grau, sonnebeladen und staubüberkrustet, genau so fremd und arm wie alle Städte, die Zurbrügge im Osten erlebt hat. Nichts wäre an ihr bemerkenswert — wäre es nicht die Stadt, in der seine Mutter lebt, die Stadt, von der aus sich Peter Zurbrügges Zukunft entscheiden soll.

Der Fahrer beugt sich aus dem Führerhaus nach hinten zu dem Feldwebel. „Da drüben", sagt er und zeigt voraus, „ist schon das Heim."

Zurbrügge blickt aufgerissen hin. An einem Fenster glaubt er den Schein einer weißen Haube zu erkennen. Aus Briefen weiß er, daß es außer der Mutter keine Schwester im Heim gibt. Ist sie es, die er sieht? Sie, an der er so hängt, wie nur ein Vater- und Geschwisterloser an seiner Mutter hängen kann, und die er doch — in diesem Augenblick wird ihm schmerzend deutlich, was vorher nur unbewußt quälte — die er jetzt scheut.

Als der Feldwebel Zurbrügge sich tags zuvor bei seinem Kompaniechef abmeldete, hieß Oberleutnant Frahm ihn sich setzen. Die Wehrmacht, bemerkte er, brauche Offiziersnachwuchs, das werde dem Feldwebel bekannt sein; an und für sich liege es nahe, einen jungen, bewährten und ausgezeichneten Mann wie Zurbrügge zu fördern, zum Offiziersanwärter zu ernennen; er habe anscheinend das Zeug dazu, erfolgreich die Waffenschule zu absolvieren. Darum werde es gut sein — dabei blickte er an dem sehr gerade sitzenden Feldwebel vorbei —, wenn jener während der Erholungstage, die er ja wohl bei seiner Mutter verleben werde, Ordnung in seine Familienangelegenheiten bringen könnte.

So vorsichtig und schonend das formuliert war, es war nicht mißzuverstehen. Auf gut deutsch hieß es, wir würden dich gern zum OA. machen, mein Lieber; wir sind großzügig genug, darüber hinwegzusehen, daß du ein uneheliches Kind bist; aber daß wir nicht einmal wissen, wer dein Vater ist — das geht nicht.

Zurbrügge sah es ein. Es ging wahrhaftig nicht. Der Kompaniechef hatte recht; er mußte mit seiner Mutter sprechen, mußte sie fragen. Doch jetzt, in diesem Augenblick sieht er nichts mehr ein. Jetzt empfindet er nur, wie schwer, wie geradezu unmöglich es ist, an sie, die er liebt, die mit vollem Bewußtsein zu verletzen undenkbar scheint, diese Frage zu richten.

*

Zwanzig Feldwebel und Wachtmeister der Armee, Zugführer allesamt, haben das Haus besetzt. Peter Zurbrügge ist mit seinen einundzwanzig Jahren der jüngste, Stabswachtmeister Geyer, gleichfalls Panzerjäger, mit sechsunddreißig — davon vierzehn Dienstjahre bei der Wehrmacht — der älteste; Feldwebel Sembritzki, Infanterist, stammt aus Memel, Wachtmeister Waizer, Nachrichtenmann, aus Klagenfurt; Feldwebel Seiler, ebenfalls Infanterist, ist Dr. jur. et phil., Oberregierungsrat im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Oberwachtmeister Döbler, Zugführer in einer Radfahrschwadron, Kranführer bei Siemens & Halske in Berlin. Nach Lebensalter, Abstammung und sozialer Stellung gibt es unter den Zwanzig die größtmöglichen Verschiedenheiten. Aber alle tragen das EK II, das sich manche bereits in Polen geholt haben, manche erst im Osten, etliche Ostmedaille, Sturmabzeichen, EK I, Wachtmeister Waizer dazu den Narvikschild, Stabswachtmeister Geyer das Ritterkreuz. Es ist unmöglich, zu sagen, sie verkörperten einen einheitlichen Menschentyp, so sehr sie, alle zusammen, eine Auslese des Unterführerkorps darstellen; Hagere und Dicke sind dabei, Große und Kleine, Lang- und Rundschädlige. Eins aber ist ihnen allen gemeinsam: die eigentümlich zwischen Exaktheit und Lässigkeit, Grazie und Straffheit liegende Haltung, die der Dienst anerzieht und verleiht, eine sehr männliche Überlegenheit und, in der Mitte zwischen physischer und psychischer Eigenart gelegen, der Ausdruck der Augen, der bei allen klar, ausspähend, durchdringend ist, gleichermaßen auf wichtige und geringfügige Dinge gerichtet, beständig bereit, einen offenen Knopf an der Feldbluse eines Mannes zu entdecken oder den oberen Turmrand eines feuerbereit in einer Mulde verkrochenen Feindpanzers.

Sie alle kommen unmittelbar von vorne; alle haben mehr oder weniger lange keinen Urlaub gehabt und werden auch, da sie bei ihren Truppenteilen nur schwer entbehrlich sind, so bald keinen haben. So hat man diese Möglichkeit für sie gesucht, sich ein paar Tage auszuruhen, in einer Umgebung, die zwar weit davon entfernt ist, die Vorzüge der Heimat aufzuweisen, aber doch ebenso weit auch von den Gefahren und Beschwerlichkeiten der HKL. Und sie alle sind gesonnen, diese zehn Tage bis zur Neige auszukosten und auszunützen.

Peter Zurbrügge ist nicht der erste von seiner Mutter neuen Gästen, der das Heim erreicht. Ein paar Stunden vor ihm schon ist ein Rudel von sechs, acht Männern eingefallen und hat Schwester Elisabeth Arbeit gemacht — eine Arbeit, die die Frau an diesem Tage noch lieber auf sich nimmt als sonst; so hat sie wenigstens nicht viel Zeit, auf den Jungen zu warten. Während sie immer wieder auf die Uhr blickt, deren Zeiger nicht vorwärtsmarschieren wollen, scheint sie in allen Räumen zugleich zu sein. Jedem ihrer Gäste versucht sie einen Spezialwunsch zu entlocken und zu erfüllen; denn sie sollen wünschen; einmal, für zehn Tage nur, sollen sie das Gefühl haben, sie müßten sich nicht mit dem bescheiden, was sich gerade bietet, sondern sie dürften wünschen. Erst da beginnt ja Erholung und Gastsein, beginnt das Gefühl, umsorgt und sorglos zu leben, wo man nicht nur vorlieb nimmt, sondern Ansprüche stellen darf. Und nach der ersten verlegenen Abwehr lassen alle es sich gern gefallen, ein wenig verwöhnt zu werden.

Dazwischen freilich bleiben immer wieder ein paar freie Sekunden, in denen die Frau an ein Fenster laufen und hinausspähen kann, ob sich der Junge denn immer noch nicht blicken lasse. Allzu sehnlich erwartet sie ihn, nachdem sie ihn so lange Zeit nicht gesehen hat! Und diese letzten Stunden sind schlimmer als die ganzen Monate vorher. Zuletzt aber verpaßt sie sein Kommen doch. Gerade spricht sie mit dem Feldwebel Sembritzki ein paar Worte über die Möglichkeit, in dem Flüßchen zu angeln, als ihr zwei rauhe rissige Hände von rückwärts die Augen zuhalten. Mit einem schweren Seufzer holt sie tief Atem. Dann lehnt sie sich fest an Peters Schulter, und so, ohne sich umzusehen, bleibt sie ein paar Herzschläge lang, eingehüllt in das unendlich beglückende Gefühl, von den Armen ihres Sohnes gehalten zu werden.

Endlich — sie bemerkt gar nicht, daß Sembritzki mit einem Gesicht voll verlegener Rührung das Zimmer leise verlassen hat — macht sie sich frei, nimmt Peters Kopf in beide Hände, küßt ihn ab, und nun erst kommt sie auch dazu, ihn mit gestreckten Armen von sich abzuhalten und zu betrachten. Schmaler und kantiger ist sein Gesicht geworden während der siebzehn Monate seit ihrem letzten Beisammensein, aber er sieht doch gesund und wohl aus. Dann bemerkt sie das Kreuz auf seiner linken Brustseite; sie widersteht der Versuchung, es anzurühren und ihm zu sagen, sie sei stolz auf ihn — sie kennt ihn, weiß, sie machte ihn damit nur verlegen und stumm. „Ich bin so froh, daß du da bist!" flüstert sie und hat Mühe, aufschießende Tränen zurückzuhalten. Dann wischt sie energisch über die Augen, nimmt ihn bei der Hand. „Komm, Peter", sagt sie eifrig und glücklich, „ich zeig' dir dein Zimmer. Gerade gegenüber von meinem, das hab' ich mir ausgedacht. Es wird dir gefallen, hoff' ich." Sie führt ihn hinein, läßt ihn sich umsehen. Endlich nimmt sie ihn noch einmal in die Arme. „Später hab' ich richtig Zeit für dich, Junge. Jetzt müssen erst die anderen zu ihrem Recht kommen, dann sind wir nachher sicher, daß uns keiner stört. Jetzt mußt du sehen, wie du allein fertig wirst, ja?" An der Tür dreht sie sich noch einmal um. „Ich bin so froh, Peter", sagt sie noch einmal, dann ist sie hinaus.

Am Spätnachmittag endlich tritt sie leise wieder bei ihm ein. Er sitzt am Fenster, raucht, starrt blicklos hinaus, und sein Gesicht trägt den Ausdruck angestrengten und unzufriedenen Nachdenkens. Als er sie hört, fährt er herum, zwingt ein Lächeln auf seine Lippen, tritt zu ihr, nimmt sie in die Arme, rasch, als wolle er sie hindern, sein Gesicht zu sehen. So stehen sie eine Weile. Die Frau spürt den starken gleichmäßigen Herzschlag des Sohnes, und dieses Pulsen seines, ihres eigenen Blutes, verwischt ihr den ersten Eindruck. Sie vergißt, daß sie ihn fragen wollte, ob etwas nicht sei, wie es solle, vergißt alles über dem überwältigenden Gefühl, ihr Kind dicht, ganz dicht bei sich zu fühlen, stark, unbedroht und gesund — und zum erstenmal nach siebzehn endlosen Monaten ist sie selbst wieder sorglos und froh. Sie schluckt. Plötzlich umklammert sie seine Oberarme fester und schluchzt trocken auf. Er streichelt ihren zuckenden Rücken. „Jetzt bin ich ja da, Mutter", murmelt er, und sie wiederholt leise: „Gott sei Dank! Jetzt bist du da — mein Junge!"

*

Die Zwanzig sitzen im Aufenthaltsraum um zwei lange Tische und löffeln ihren Reis, der dick eingekocht, fett, süß und duftend in den Tellern vor ihnen steht. Es wird wenig gesprochen — man kennt sich noch nicht recht. Doch lebhaften Aufruhr gibt es, als Schwester Elisabeth erscheint, sich erkundigt, wie es schmecke, und beiläufig bemerkt, im Haus am Markt gebe es an diesem Abend eine KdF.-Vorstellung, ein bekanntes Tanzorchester mit einer Sängerin; Karten habe sie. Im Umsehen sind ihr die lilablauen Papierchen aus der Hand. Nur eines behält sie übrig; es hat kaum mehr als eines kurzen Blickwechsels bedurft, um zwischen Mutter und Sohn einen ruhigen zweisamen Abend zu verabreden. „Ich komme dann und hole euch ab", sagt Zurbrügge nur, und als die Neunzehn eilig und lärmend aufbrechen, bemerken sie kaum, daß einer fehlt.

Nun das Haus leer ist, senkt Stille sich wie eine silberne Glocke darüber. Die sinkende Sonne zaubert einen bunten, wie aus Seidentüchern geschlungenen Abend an den westlichen Horizont, färbt die phantastischen Formen der Wolkenschichten, hinter denen sie sich birgt, violett, flaschengrün, orangerot, breitet über den Himmel in Nord, Zenit und Süd hoch hinauf ein tiefes Rot, während im Osten aus der tiefen Bläue erste Sternpunkte erstrahlen. Darunter entschlummert traumschwer in schwärzlichem Braungrün das endlos weite Land.

Diese Erde ist, wo sie nackt zutage liegt, schwarzgrau und flockig; sie wirkt, als hungere sie — nach Regen nicht nur, nicht nur nach Nahrung und Dung, vor allem nach Pflege, nach Menschenarbeit. Sie riecht minder streng, minder schwer, als wir es gewöhnt sind, jener Duft fehlt ihr, der schon im Umbruch das reife Korn ahnen läßt. Doch ist sie, bei aller Dumpfheit, gewaltig stark; schon hat sie die Laufketten des zerschlagenen ausgebrannten Panzers am Rollbahnrand — durch den Sehschlitz kannst du, verkrümmt, verkohlt, zur Mumie gedörrt, den Fahrer drin hocken sehen — überwuchert, eine dünne Schicht über den Turm gelegt, darauf erstes karges Gras sprießt. Ungezähmt noch, möchte sie alles Menschenwerk überdecken und auslöschen, das auf ihr steht. Das langhalmige, leichtährige Korn der Felder wurzelt nur locker in ihr; buntflammendes Unkraut schickt sie dazwischen, und wo der Trecker Felderecken nicht ausgepflügt hat, sondern eilig ein Kurvenstück stehenließ, ist's schon verqueckt und dem Menschen wieder entzogen.

Besser nährt sie den lockeren Wald, der weiß leuchtet von Birkenstämmen; zwischen anderen Laubbäumen, selbst unter zausigen Fichten und Föhren, überall stehen die Birken, rascheln und blitzen mit lichtem Laub, das der geringste Luftzug glitzernd bewegt. Millionen von Stämmen sind verheizt worden, als Knüppeldämme im Schlamm versunken.

Hauptpersonen der Erzählung:

Schwester Elisabeth Zurbrügge, Leiterin eines Soldatenheims
Feldwebel Peter Zurbrügge
Hauptmann Claus Felmy
Jaap, Leiter einer Tanzkapelle
Margarete Delius, Sängerin
Henning, Stehgeiger
Nasaroff, Akkordeonist
Jürgen Steinhoff, Kriegsverwaltungsrat in Bukarest
Emmy Timm, seine Sekretärin
Anna Warenius, ihre Freundin

*

Ort: Eine Stadt im Osten
Zeit: Gegenwart

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0169
gefördert durch
Baden-Württemberg

Sichern Sie Ihr Eingemachtes mit Dr. Oetker „Einmache-Hilfe"!

DR. AUGUST OETKER · BIELEFELD

Tschamba-Fii

das bewährte aktive Mittel

gegen **Sonnenbrand**

und Hautreizungen jeder Art

Sparsamer Gebrauch empfohlen

Tschamba-Fii Gesellschaft m.b.H. · München 42

Ein Verschwender wirft das Geld zum Fenster hinaus. Wer die Ratschläge seines Arztes in den Wind schlägt und seine Medikamente wegwirft, handelt ebenso sinnlos.

TROPON

Mit Tropon-Präparaten haushalten — ein Gebot der Stunde!

1089

Maschinen dürfen nicht stillstehen!

Wer sich kleine Riß- oder Quetschwunden zuzieht, kann nach Anlegen von Hansaplast die Arbeit getrost fortsetzen; dieser Schnellverband ist im Nu angelegt, schützt vor Schmutz und wirkt entzündungswidrig.

Hansaplast

heilt Wunden!

Wenige cm erfüllen den Zweck!

Fernunterrichts-Gesellschaft mbH.

BERLIN W 15, Kurfürstendamm 66

Der Weg nach oben steht jedem Tüchtigen offen!

Wir helfen Ihnen diesen Weg ebnen

Fordern Sie daher noch heute unser neuestes Studienprogramm an, wenn Sie Kenntnisse erwerben wollen, die Ihnen den Erfolg sichern

Wir unterrichten durch Fernlehrgänge in:

Maschinenbau / Elektrotechnik / Autobau / Flugzeugbau
Betriebswesen / Kurzschrift

KLASSENLOSE

zu haben bei

Stürmer

Staatl. Lotterie-Einnahme

Mannheim 0.7.11 Postsch.Kt. 250 Klrh.

'rauf und 'runter

soll man die Zähne bürsten, um die Speisereste gründlich zu entfernen. Hierbei genügt eine kleine Menge *Kalikloca*-Zahnpasta. Letztere ist knapp und muß sehr sparsam verbraucht werden

MINIMAX

Feuerschutz

MINIMAX A.G. BERLIN

M 15

tragen die Decken von Bunkern und bilden sie, sind zu Bänken, Tischen, Spinden verarbeitet — überall stehen sie dennoch, zart und genügsam, schmiegsam und hart, biegen sich, beugen sich, aber brechen nicht.

Nachts stehen mit starkem, stechendem Glanz zahllose Sterne am Himmel, der pechschwarz ist und so hoch, daß er seine Kuppelform verloren hat; darunter, nicht daran, zieht ein greller Mond, als ob er jeden Augenblick donnernd und zischend herabfallen kann. Tags gleißt eine weißflüssige farblose Sonne, nicht golden, sondern bleiern, mit grünlich flirrenden Strahlen. Sie gibt ein Licht, das neu ist und anders als anderswo, das die Dinge ferner scheinen läßt, als sie sind, stets ein wenig umschleiert, wie auch der Himmel tagsüber nie tiefe Bläue zeigt, beständig unmeßbar hoch und farbarm über dem Lande steht. Es ist, als sei selbst er verstaubt, wie alles braungrau ist von diesem leichtfliegenden Staube, der dir die Haut des Gesichts dörrt, die Augen tränen macht, die Lippen austrocknet und zwischen den Zähnen knirscht.

Die Stadt, die einmal zwanzigtausend Einwohner hatte, liegt zu beiden Seiten eines geringen Flüßchens, das ihren Namen trägt. Dieses Rinnsal, im Sommer stellenweise kaum breiter als zwei Meter, das träge Wasser veralgt und faulig riechend, trotzdem aber von den verbliebenen Frauen zum Waschen benutzt, hat es dennoch fertiggebracht, ein tiefeingeschnittenes sumpfiges Tal zu schaffen, von dessen beiden Uferhängen aus sich die Stadt ins flache Land hineinbaut. In dieser östlichen Endlosigkeit ist alles ungemein weitläufig angelegt. Die beiden beherrschenden Bauwerke, die alte Dreifaltigkeitskirche auf dem Hügel am Markt und der neue Silo am Güterbahnhof, stehen selbst für einen guten Marschierer stundenweit auseinander.

Der Teil der Stadt im Flußtal, zwischen den beiden hochgelegenen Ufern, power, abgebraucht, schmierig und verlumpt wie alles, hat durch direkte Kriegseinwirkungen kaum gelitten. Steigst du aber vom Markt aus, etwa in der Richtung zum Bahnhof, auf die Höhe, so siehst du schon mehr vom Kriege: auf einem großen Platz hat die OT. allerlei zerschossene Fahrzeuge zusammengebracht, Pkw., Lkw., Omnibusse, Panzer; in der gleichen Gegend hat es ein paar Straßenzüge bös mitgenommen, Häuser sind aufgespalten oder ganz verbrannt, ein Block so zerstört, daß nur noch die Kamine stehen. Jenseits gibt es ein ähnliches Bild um eine Kirche herum, deren Apsis völlig weggerissen ist; die Fresken, mit denen sie, unbeholfen und hölzern, geschmückt war, verwittern nun im Freien, und die bärtigen Heiligen blicken befremdet einige 15er Haubitzen an, die auf dem Kirchplatz den nächsten Einsatz erwarten.

Und dies alles ist graugelb überpudert vom ewigen Staub, es geht kein Wind, und dennoch fliegt er, durchdringt alles, und immer mehr holt die grünflimmernde Sonne aus dem trockenen Boden.

In der Bahnhofstraße, nicht weit vom Schrottplatz, steht ein einstöckiges Haus, graues Mauerwerk, von dem stellenweise der Putz bröckelt, dabei eine Art Garten, durch einen Birkenzaun von der Straße abgetrennt. Es trägt ein kleines Schild, das doch jeder, den es angeht, rasch und leicht findet: „Erholungsheim der Panzerarmee." Niemand weiß genau, was das Haus einmal gewesen sein mag, aber das ist auch gleichgültig: nichts von dem Vergangenen ist geblieben.

Es ist lange gearbeitet worden, ehe dieses Haus zu einem wirklichen Erholungsheim wurde. Nun aber ist es fertig, schon eine Weile im Betrieb. Unten gibt es, neben den nötigen Wirtschaftsräumen, einen hellen Speise- und Aufenthaltsraum, holzvertäfelt bis Mannshöhe, darüber auf weißgetünchter Wand einen lustigen Fries, in dessen Figurenzug Landser zu sehen sind und Mädchen, Weinfässer, langohrige Esel, angriffslustige Riesenwanzen, abermals Landser und immer wieder Mädchen, hübsche, schlankbeinige Mädchen. Ein paar frisch gescheuerte Tische stehen da, Holzbänke, derbbunte Bauernkissen darauf, ähnlich im Stoff wie die frischen Vorhänge an den Fenstern. Ein gewaltiger Ofen, um den sich eine Sitzbank zieht, blinzelt behaglich mit weißen Kacheln. Es gibt Aschenbecher, Zeitschriften, sogar ein paar Vasen mit frischen Blumen. Es ist alles da, was man braucht, und auch jener geringe Überfluß, den der Mensch nun einmal nötig hat, soll er sich vollends behaglich fühlen.

Im oberen Stockwerk, das du über eine steile Holztreppe mit ausgetretenen Stufen erreichst, wohnen die Gäste. Die meisten Zimmer haben nur für einen Mann Raum — und das ist gut so; der Soldat, der beständig Haus, Zelt oder Bunker mit vielen teilt, ist über nichts glücklicher, als wenn er, steht ihm danach der Sinn, allein sein darf. Jedes Zimmer enthält ein rohes, aber ausreichend langes und breites Bettgestell mit einem frischen Strohsack und blaukarierter Bettwäsche, Spind, Stuhl, Tisch; auf jedem Tisch stehen ein paar Blumen, liegt ein Umschlag mit Briefpapier; jedes hat eine anständige elektrische Lampe, einen kleinen Kanonenofen, ein breites gutschließendes Fenster. Es gibt keine Wanzen und keine Läuse, nicht Flöhe noch Schnaken; was jeder an solchen Begleitern mitschleppte, ist in der Entlausungsanstalt gegenüber dem Bahnhof zur Strecke gebracht worden. Für den Mann, der ein paar Stunden zuvor im Dreck und in der Nässe der HKL. stak, ist jedes ein kleines Paradies.

Das letzte dieser Zimmer sieht ein wenig anders aus als die übrigen. Nicht daß es besser, reichhaltiger ausgestattet wäre; doch gewisse Kleinigkeiten, die, zumal in Mittelrußland, nur eine Frau erfinden und fertigen kann, unterscheiden das Zimmer Schwester Elisabeths von denen ihrer Gäste. An das Fenster pocht zuweilen ein Ast des einzigen großen Gartenbaums; von hier oben sieht man weit; jenseits der Straße, dem Heim gegenüber, steht ein britisches Rundzelt, Beute von Dünkirchen oder Andalsnes; auf dem zum Fluß abfallenden Gelände verschwinden hintereinander im umdunsteten Licht die Giebel schmutziger Holzkaten; der Fluß selbst ist unsichtbar, und sein jenseits aufsteigender Hang, der im Schatten liegt, zeigt nur ein undeutliches Muster grüner, brauner, hellgrauer Tupfen; gegen den Horizont aber stehen fast schwarz und sehr klar umrissen die Silhouetten zweier Kuppelkirchen.

In diesem Zimmer sitzt jetzt Schwester Elisabeth Zurbrügge mit ihrem Sohn. Sie hat ihren Stuhl ans Fenster gerückt, und im offenen Flügel spiegelt sich ihr Gesicht, klar, ruhig, sauber geschnitten, mit ersten Fältchen an den Augen- und Mundwinkeln; die makellose Haut zeigt zarte, doch gesunde Farben, deren reines Leuchten gut zu dem hellen Aschblond des Haares steht. Sie ist mittelgroß, schlank, mit schmalen, gepflegten, doch auffallend ausgearbeiteten Händen. Ihre Wirkung ist die vollkommener Zuverlässigkeit, zäher Energie, starken Selbstbewußtseins — gerade die Frau, die man braucht, um ein Heim von zwanzig Frontsoldaten unmerklich und doch überlegen zu leiten.

Mutter und Sohn sprechen nur wenig, mit gedämpften Stimmen; es ist nicht viel zu sagen. Die Frau ist glücklich, den Jungen bei sich zu haben. Und er — Peter Zurbrügge — versucht, wenigstens für diesen ersten Abend nicht an das zu denken, was kommen muß und vielleicht, wer weiß es, das ganze Beisammensein verderben wird.

„Hättest du nicht doch vielleicht einen richtigen Urlaub bekommen und auf drei Wochen nach Hause fahren können, statt nur auf die zehn Erholungstage hierher?"

Er bewegt leicht den Kopf. „Vielleicht, Mutter, ich weiß nicht. Obgleich — es gibt noch viele bei uns, und Verheiratete sogar, die länger nicht zu Hause waren als ich. Aber was hätte ich zu Hause gesollt ohne dich? Die leere Wohnung — da wären mir die Wände auf den Kopf gefallen. Ich habe doch in Berlin keinen Menschen, wenn du nicht dort bist. Nein, laß nur, es ist schon besser so."

Die Frau blickt ihn leise zweifelnd an. Der Junge ist immerhin einundzwanzig. Eine Mutter vergißt so leicht, daß die Kinder erwachsen werden, ihr entwachsen. Kann das wirklich sein, daß er keinen Menschen außer ihr hat — keine Frau, kein

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0170

gefördert durch
Baden-Württemberg

Mädchen? Der Ausschließlichkeitsanspruch, die Eifersucht, die sie in sich trägt wie jede Mutter, möchten darüber triumphieren. Ihre Klugheit fragt dawider, ob es gut sei, den Jungen so stark an sich gebunden zu sehen. Sie forschte gern nach, aber sie weiß, wie scheu junge Männer in diesem Punkte sind, und unterläßt es. Schließlich, er ist nun schon drei Jahre Soldat — er kann wirklich vorher nicht viel Ernsteres, Tiefergehendes erlebt haben. Und Freundschaften, am Ende eine kleine Liebelei während eines Urlaubs — vergißt sich das nicht rasch da vorne, von wo er kommt?

„Erzähl' mir etwas von dir, Mutter", bittet Peter nach einer Weile. „Du warst doch neulich auf Urlaub", neulich bedeutet in diesem Fall immerhin beinahe drei Monate, „wie sieht es in Berlin aus? Was machen unsere diversen Bekannten? Und die Wohnung? Ist da tatsächlich alles noch heil?"

„Ganz heil, Peter. Auch in der Straße."

„Ich möcht' doch einmal wieder vor einem Bücherregal stehen, ganz lange aussuchen, ein halbes Dutzend Sachen, und dann einen Nachmittag lang schmökern —"

„Dann tut es dir doch leid?" fragt sie besorgt.

„Nein — es wäre ja nichts, wenn ich allein wäre. Ich müßte dich dabei nebenan wirtschaften hören, oder — es wäre eben nichts, allein. Hier bei dir sind mir zehn Tage lieber als anderswo einundzwanzig. Bei dir ist man so — so aufgehoben und behütet, wenn du verstehst, wie ich's meine. Und das ist eben sehr schön!" Er wechselt ein wenig verlegen den Ton, als habe er bereits damit zuviel von sich gesprochen und verraten. „Nun erzähl' aber schon, Mutter. Ich will endlich wissen, was du tust, wie du lebst — einfach alles. Du schreibst immer so kurz und knapp —"

Sie lacht ein wenig. „Ich hab' nie viel Zeit, Peter. Du ahnst nicht, was mir meine Gäste hier zu schaffen machen. Ich bin froh, wenn sie sich bei mir wohl fühlen, und wenn sie auch mit Dingen zu mir kommen, für die ich eigentlich ja weniger zuständig bin. Aber das kostet eben dafür den sogenannten Feierabend."

„Hast du viel Ärger mit den Soldaten?" lacht er.

„Sehr viel Ärger — aber ich hab' ihn gern", gibt sie zurück, und dann beginnt sie gehorsam in das fallende Dunkel hinein zu erzählen. Er lauscht stumm, nur dann und wann eine Zwischenfrage tuend. Er will viel hören — vielleicht, denkt sie flüchtig, um nicht selbst reden zu müssen. Als ob ein vernünftiger Mensch einen Soldaten nach dem fragte, was er vorn erlebt hat!

*

Es ist schon völlig dunkel, als Zurbrügge sich aufmacht, die anderen abzuholen. Die Taschenlampe schneidet einen schmalen Kegel aus der Finsternis. Seine Schritte klappern einsam über das Pflaster; kaum hörbar huscht zuweilen ein herrenloser Hund über den Weg. Dann und wann surren Autos heran, überholen ihn rasch, lassen mit abgeblendeten Scheinwerfern Hausteile silbern aufschimmern und, sind sie vorüber, eine um so tiefere Finsternis zurück.

Als Zurbrügge die scharf abfallende Straße zum Hauptplatz hinunterkommt, sieht er ein sonderbares Bild: das große Haus, in dem die KdF.-Kapelle konzertiert, ist völlig verdunkelt; nur aus einer einzelnen Balkontür, die weit offensteht, fällt helles Licht auf den Platz; und hier unten, genau im Lichtschein und von ihm begrenzt, starrt und lauscht eine Menge Soldaten. Denn oben auf dem Saalpodium, und so, daß man sie von der Straße aus sehen kann, steht in einem schimmernd weißen Kleid eine junge Frau, eine richtige, hübsche, gepflegte, junge deutsche Frau, kein einheimischer Dorftrampel, und singt lächelnd, ein Mikrophon wie ein kleines Zepter ihrer Herrschaft über alle die Männer in der Hand, den Refrain eines Tanzliedes. Zurbrügge drängt mit plötzlich angehaltenem Atem hinzu, erreicht einen leidlichen Platz gerade in dem Augenblick, in dem die Frau da oben endet, Applaus von drinnen und vom Platz aufknattert. Maßlos enttäuscht, viel ärger, als die Sache es wert ist, hebt er sich auf die Zehenspitzen, noch einen Blick zu erhaschen. Doch die Frau bleibt verschwunden, und der Anblick des Stehgeigers, der sie ersetzt, tröstet ihn wenig. Sie spielen jetzt ein bekanntes gängiges Lied, überall summt man mit. Zurbrügge allein bleibt stumm. Wie dumm, hadert er, daß er nicht doch mit den anderen gegangen ist, die nun auf guten Plätzen sitzen — sehr dumm! Da steht er unter den vielen, die keinen mehr bekommen haben, und könnte so gut bei den anderen sein. Jetzt ist's natürlich zu spät; an der Saaltür lehnt ein Feldgendarm, der läßt keine Seele durch, das ist ja klar.

Aber während er noch so überlegt, geht durch die Masse der Ausgeschlossenen ein jäher Ruck. Die Frau ist wieder erschienen. Nicht nur das — sie kommt wahrhaftig auf den Balkon heraus, sie singt jetzt nur für die auf dem Platz. Mit allen anderen drängt auch Peter Zurbrügge sich so nahe wie möglich; unter dem Balkon staut es sich in beängstigender Enge. Sie lächelt, sie hält wieder das kleine Mikrophon, sie wartet und bewegt dabei leise Schultern und Arme im Takt der Musik hinter ihr. Und als sie beginnt, trifft's Peter Zurbrügge wie ein leiser, süßer Anruf. Die kleine Harmlosigkeit, die sie kunstvoll ins Mikrophon singt und spricht, schluchzt und lächelt, gewinnt für den jungen Menschen plötzlich tiefes Gewicht. Sie singt ein Lied, das hinter ihr die halbe Armee summt, überall, wo sie mit ihrer Kapelle war.

„Peterle, du liebes Peterle,
Was hast du nur mit mir gemacht, hab' keine Ruh'.
Peterle, du gutes Peterle,
du gehst mir nicht mehr aus dem Kopf, was ich auch tu',
Liebesfreud' und großes Herzeleid,
Ja, das spür' ich nicht erst heut', seit langer Zeit.
Peterle, mein gutes Peterle,
Ich schenk' dir, was du willst, sogar mich selbst."

Vielleicht ist es ihre Kunst, das Liedchen so zu singen, daß jeder Hörer meint, es gelte ihm ganz persönlich und ganz allein. Aber Peter Zurbrügge ist nicht in der Laune noch in der Lage, sich dergleichen zu überlegen. Als er schon mit den anderen Zugführern, die ihn in der sich auflösenden Menge entdeckten, dem Heim zuwandert, hört er immer noch den Zauber der beiden letzten Zeilen, sieht er immer noch die kleine, sich selbst auslieferende Bewegung ihrer beiden Hände und das halbe, zaghafte Lächeln um ihren Mund. Er hört nicht zu, was die anderen erzählen. Er weiß auch in Wirklichkeit nicht, wie die Frau aussieht, ob sie groß ist oder klein, blond oder braun; sie ist ihm nur ein ferner, lockender Schatten voller Süßigkeit und Versprechungen, der die halbe Nacht an seinem Bett steht und allerlei Gedanken vertreibt — unangenehme, quälende Gedanken nicht nur an das, was er hier zu erledigen hat, sondern an anderes auch. Denn ganz so unbeschrieben ist Peter Zurbrügge nicht, wie seine Mutter glaubt. Es gibt da irgendwo ein Mädchen — doch eben deshalb ist es wundervoll, nicht an jene denken zu müssen, sondern sich von dem unbekannten singenden Traumbild verzaubern zu lassen, widerstandslos und willig. Und zuletzt liebt er es beinahe für die Wacht, die es bei ihm und vor seinen schweren Gedanken hält — da trotz aller Müdigkeit der Schlaf nicht kommen will.

Peter Zurbrügge hat alles Recht, müde zu sein. Er ist zwar gar nicht so viele Kilometer von seiner Kompanie entfernt — siebzig oder achtzig mögen es sein —, aber er hat doch vierundzwanzig Stunden gebraucht, um sie zurückzulegen. Am vorigen Mittag hat er die Stellung verlassen. Die zieht sich, rechts von der großen Rollbahn begrenzt, am und im Saum eines langen Waldes hin. Das eine von Zurbrügges Geschützen steht am Anfang einer Mulde, die durch eine abgeschossene Rata markiert wird; die Mulde ist ein minenverseuchtes Niemandsland; an ihrem Ende haben die Bolschewisten ihre Gräben: da sie höher liegen als die deutschen, wird von ihnen aus fast jede Bewegung gesehen und durch Scharfschützen quittiert. Das zweite Geschütz ist auf dem Kamm eines kleinen, aber doch beherrschenden Höhenzuges in Stellung gebracht; hinter ihm fällt das Gelände steil zu einer Schlucht ab, deren Grund höchstens für Steilfeuerwaffen erreichbar ist; hier gibt es gut ausgebaute, trockene, in die feindwärts gelegene Wand der Schlucht eingearbeitete Bunker, hier kann man tagsüber in der Sonne liegen, Vorrat für die Nacht anschlafen, die stets unruhig ist — alles Dinge, die beim ersten Geschütz unmöglich sind. Das dritte Geschütz hat eine breite Pläne vor sich — jetzt liegen die sechs T 34 darauf, die Zurbrügge abgeschossen hat; jedesmal, wenn der Feldwebel hierhin kommt, wundert er sich, wie es möglich war, aus der Stellung in die Pläne hinauszugehen, flankierend die Panzer, die in den Nachbarabschnitt eindringen wollten, zu erledigen und mit heilen Knochen wieder zurückzukommen.

Die ganze Stellung ist feucht, selbst wenn es nicht regnet; die beständig nasse Uniform klebt und stockt am Körper. Sobald es regnet, staut sich das Wasser in den lehmigen Mulden zwischen den flachen Höhenzügen abflußlos auf, die niedrig gelegenen Bunker ziehen Wasser, die Laufgräben ersaufen. Der Regen ist ein fast schlimmerer Feind als der Bolschewist drüben — und beständig regnet es in diesem verdammten Lande.

Zur Zeit ist es im Abschnitt ruhig; das heißt, nichts, was würdig wäre, im Wehrmachtbericht genannt zu werden, geschieht. Das bedeutet jedoch nicht, daß sich nichts ereignet; allnächtlich tasten Spähtrupps die gegenseitigen Stellungen ab; Stoßtrupps versuchen zuweilen Einbrüche; Leuchtkugeln steigen auf, übergießen das Land mit ihrem weißzuckenden Licht, die Leuchtspurmunition wachsamer MG webt ein weitmaschiges glühendes Netz darüber hin, einzelne Kugeln aus Karabinern zwitschern vorbei. Gegen zweiundzwanzig Uhr erscheint pünktlich, und daher U. v. D. genannt, ein Bolschewistenflugzeug über Stellung und Rollbahn, fliegt stur allnächtlich den gleichen Kurs, lädt ein paar Bomben ab, die heulend aus unergründlich schwarzem Himmel zur Erde pfeifen und mit trockenem Knall explodieren. In der Frühdämmerung steigen Bodennebel aus der Erde auf, verhüllend und verzerrend, von den Posten äußerste Aufmerksamkeit fordernd. Zuweilen schwanken, rissig und undeutlich, Gestalten daraus hervor, Überläufer, deutsche Flugblätter über den Köpfen schwingend, kotig, verdreckt, ohne Waffen noch Koppel, über der Schulter einen Sack mit Lebensmitteln und Kleinigkeiten. Manchmal treten sie auf Minen, verschwinden im jählings aufsteigenden Feuer, klagen kurz und sterben; manchmal kommen sie durch — Kaukasier, die keinen Grund sehen, sich für Moskau töten zu lassen, das sie vor zwanzig Jahren erst brutal unterwarf, breitgesichtige Sibiriaken, denen der harte Zwang und Drill nach der Freiheit ihrer endlosen Steppen unerträglich wurde, Burschen von siebzehn darunter und Männer von fünfundfünfzig —, warten stur und stumm, auf Brotkanten kauend, bis man sie verhört, verschwinden endlich nach hinten.

So sieht die Stellung aus, die der Feldwebel Zurbrügge gestern verließ. Und es ist fast nicht zu glauben, daß er nun in einem sauberen Bett liegt, daß es weit und breit nirgends schießt, und daß, als er sich endlich aufseufzend auf die Seite rollt, immer noch durch den letzten Halbtraum, ehe ihn die schwarze Schlucht des Tiefschlafs verschlingt, der lächelnde Schatten einer jungen Frau geistert, die er gerade erst erblickte und die vielleicht eben jetzt nahe bei ihm ruht.

Fortsetzung folgt

Hier wird der Geist geschliffen!

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — auf — ben — che — chen — da — de — dor — e — e — ei — ei — en — eur — fre — ge — ge — gen — helm — in — in — kon — laub — lauf — les — lo — mae — mi — mie — ni — no — nu — nur — rat — re — ri — se — se — sing — sinn — te — te — ter — tri — tue — tum — wil — zen — zi — zin

sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben.

1. Der deutsche Lorbeer, 2. Zeitungsanzeige, 3. finnischer Schnellläufer, 4. Name deutscher Kaiser, 5. geschichtlicher Zeitabschnitt, 6. Naturwissenschaft, 7. größter Raubvogel, 8. musikalisches Übungsstück, 9. Oper von Richard Wagner, 10. schlechte Eigenschaft, 11. Gartenblume, 12. Kunstfreund, 13. Nachtisch, 14. Pelzart, 15. altägyptische Königin, 16. brennbare Flüssigkeit, 17. deutscher Klassiker, 18. Schmeichelei, 19. Maschinenbauer.

Spruch-Mosaik

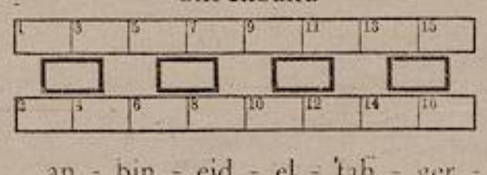
mergi	erla	agen	sieg
ltesn	eode	euzuw	
genim	rnied		

Die Mosaiksteinchen, richtig aneinandergereiht, ergeben einen Spruch von Richard Dehmel.

Skat-Aufgabe Nr. 15.

Eichel Unter (Kreuz Bube); Rot Unter (Herz Bube); Eichel Daus (Kreuz As); Grün 10, König, Ober, 7 (Pik 10, König, Dame, 7); Rot Daus (Herz As); Schellen König, Ober (Karo König, Dame). Vorhand V. spielt einen Grand-Hand und macht die Gegner mit 11 Augen Schneider. Was mußte wohl im Skat liegen und welchen Stich erhalten vermutlich die Gegenspieler?

Silbenband



an - bin - eid - el - fah - ger - le - loch - ma - ma - mi - milch - ne - nen - rei - sa - se - son - tau - thy.

Vorstehende Silben sind derart in die Felder der Figur einzutragen, daß man von oben nach unten Wörter erhält, von denen je zwei die Mittelsilben (im stark umrahmten Feld) gemeinsam haben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1—2 Aromatische Pflanze, 3—4 Gestalt aus „Freischütz", 5—6 insektenfressende Pflanze, 7—8 Treueschwur, 9—10 bildende Kunst, 11—12 Mondgöttin, 13—14 Molkereiprodukt, 15—16 Rheinstrudel.

Bei richtiger Lösung nennen die Mittelsilben, von links nach rechts gelesen, ein Fahrzeug der Kriegsmarine.

Wann war ...

der Zug Cäsars nach Britannien? Vor der Zeitwende, das stimmt; das genaue Jahr wird unser Rätsel allen fleißigen Lösern angeben.

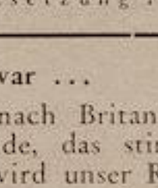
Foda - Sechender - Schlenmaler - Getmeter - Wenschatz - Mhaber - Hanchung - Tanse - Prmensch.

Die obenstehenden Wortbruchteile sind durch Einsetzen je eines Zahlwortes in sinnvolle Wörter zu verwandeln. Die einzusetzenden Zahlenwerte liegen zwischen eins und elf; nicht alle werden verwendet, dafür treten einige mehrfach in Erscheinung. Die Summe der Zahlwörter ergibt das gesuchte geschichtliche Datum.

Auflösungen aus Nr. 16

Silbenrätsel: Man führt die Waffen nicht vergebens. — 1. Mauritius, 2. Aschenbahn, 3. Nordsee, 4. Förderkorb, 5. Utopie, 6. Eisberg, 7. Holunder, 8. Rotzunge, 9. Triglav, 10. Damast, 11. Ichthyolith, 12. Erec, 13. Weberei, 14. Andersen, 15. Flughafen, 16. Fliedertee.

Ein Spiel mit Münzen:



Drei Stufen: Fassung.

Ein Wort als Brücke: Staffel, Tabak, Umschlag, Reise, Mutter, Braten, Ober, Orgel, Tafel. — Sturmboot.

Skataufgabe Nr. 14. M. hatte: Grün Unter (Pik Bube); Eichel (Kreuz) 9; Grün Daus, Ober, 8, 7 (Pik As, Dame, 8, 7); Rot (Herz) 10; Schellen (Karo) 10, 9, 8. Spielverlauf: 1. Stich: V. Rot Daus (Herz As), M. Rot 10 (Herz 10), H. Rot 7 (Herz 7), 21 Augen. 2. Stich: V. Rot König (Herz König), M. Grün Daus (Pik As), H. Rot 9 (Herz 9), 15 Augen. 3. Stich: V. Schellen Daus (Karo As), M. Schellen 10 (Karo 10), H. Schellen Ober (Karo Dame), 24 Augen. Weitere Stiche erhalten die Gegenspieler noch auf ihre drei Unter (Buben).

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0171
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040 142

Vor den LEUCHT-FÄDEN der HKL

„Im engsten Zusammenwirken mit Verbänden des Heeres zerstörten Kampf- und Sturzkampfflugzeuge Hunderte von Panzerkampfwagen ... Sturzkampfgeschwader griffen in die Erdkämpfe ein ... vernichteten eingebrochene feindliche Kräfte ... warfen Bomben auf Truppen- und Panzerbereitstellungen" — das sind Stichworte aus den OKW-Berichten während der letzten Kämpfe an der Ostfront vom Mius bis zum Ladogasee

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Rauchwetter

Bild oben: *Die letzten Einzelheiten der Kämpfe werden von den Stukafliegern in ihre Handkarten eingetragen, damit die Flieger ständig ein genaues Bild der Schlacht bei sich haben.* — Bild rechts: *Aus Dunst und Rauch ragen die charakteristischen weißen Fäden der deutschen Leuchtkugeln, mit denen die Hauptkampflinie sich meldet. Unmittelbar davor greifen die Sturzkampfflieger an. Infolge diesigen Wetters kann nur sehr tief und im Bereich der leichten Waffen der Sowjets geflogen werden.* — Bild unten: *Eine Bereitstellung feindlicher Panzer wurde angegriffen. Die Sturzkampfflugzeuge haben sich bereits abgefangen. Das Ziel der Bomben, an den Rauchwolken der Einschläge deutlich erkennbar, liegt bereits unter ihnen*

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0172

gefördert durch
Baden-Württemberg